Insgesamt pflegt Hans Schwarz eine Nähe zu Grautönen und ist lieber unaufgeregt evangelisch als polternd protestantisch, um weder atheistischen noch agnostischen oder theologischen Personen und Positionen auf den Schlipps zu treten. Zum einen erklärt und klärt er etliches, zum anderen bleibt er einer „Gesellschaft mit begrenzter Hoffnung“ (Ulrich Lüke) eine eigene Einschätzung letzten Endes schuldig. Nicht immer entgeht das Buch damit einer Historisierung der Dogmatik bzw. Apologetik; aber eine anregende und ansprechende Lektüre für Personen theologischer, biologischer und sozial-anthropologischer Couleur stellt das Buch allemal dar. Leider fehlt dem Buch neben einem apologetisch-historischen Charakter ein schöpfungstheologisches Profil, das deutlich macht: Auch der Glaube an einen Schöpfer ist selbst ein Geschenk dieses Schöpfers. Er bedeutet zunächst ein Zutrauen in ein göttliches Eingreifen in die Welt und das eigene Leben. Einem Schöpfer sind durch die Schöpfung keine Grenzen gesetzt. Deshalb ist es dem Menschen erlaubt, um alles zu beten und gewiss zu sein, dass Gott alles verwandeln kann. Auch auf dem persönlichen Lebensweg gibt es unerschöpflich viel Unerklärliches, das im Nachhinein nur als Wunder – oder zumindest als wunderbar – zu verstehen ist. Und Wunder sind eben zum Wundern da. Wer den Weltenlauf und eigenen Lebenslauf in dieser Weise als Schöpfung im Blick hat, der stellt Machbarkeitswahn und Perfektionismus in Frage: wo der Mensch vollkommen sein möchte, setzt er sich an die Stelle des Schöpfers und nicht mehr dafür ein, die eigenen Grenzen als Geschöpf zu akzeptieren. Man muss nicht auf alle existenziellen Fragen eine theologische oder naturwissenschaftliche Antwort geben und die Evolution als einzige Gesamterklärung in Kauf nehmen oder ablehnen.

Ein Gott, der es fertig bringt, die Welt ohne Probleme in sieben Tagen zu erschaffen, der schafft es auch, mit meinen problematischen Seiten und Zeiten im Alltag fertig zu werden. So kann zum Beispiel das Tischgebet so etwas wie ein tägliches Ernte-dankfest sein. Ganz gleich ob als Naturwissenschaftler oder Theologe!

Reiner Andreas Neuschäfer

Klaus Vogt, Thomas Schirmacher (Hg.): *Das „filioque“ – ein unerledigter Streitpunkt der Weltchristenheit*, Bonn: Verlag für Kultur und Wissenschaft, 2012, Pb., 150 S., € 16,-

---

Die Aufsätze im elften Jahrbuch des Martin Bucer Seminars gruppieren sich um eine studentische Seminararbeit, die an diesem Seminar 2008 von Annette Hannappel eingereicht wurde (10). Explizites Ziel der Publikation ist es, das filioque als „ein unerledigter Streitpunkt der Weltchristenheit“ (so der Titel) aufzugreifen (7) und den Lesenden zum „Gewinnen neuer Einsichten, Erkenntnisse

und Zusammenhänge“ (24) zu verhelfen. Als implizite Absicht lassen sich zwei Punkte herauslesen: Zum einen sieht sich das Martin Bucer Seminar legitimiert, eine theologische Brücke zwischen Ost- und Westtheologie zu schlagen (10), zum anderen glauben die Herausgeber, den „gordischen Knoten“ der „konträre[n] theologische[n] Blickrichtung östlichen und westlichen theologischen Denkens“ in „geradezu einfacher Weise“ zu lösen (Vogt in der Einführung zum Aufsatz Hannappel, 12).

Um es vorweg zu sagen: diese Publikation ist eine verpasste Chance, sowohl was die explizite als auch die implizite Absicht anbelangt.

Das im Vergleich zum ganzen Heft lange Vorwort (7–24) des Mitherausgebers Vogt ist zum großen Teil eine Paraphrase der vier folgenden Aufsätze. Lichtblick stellen die drei Empfehlungen relativ neuer Publikationen zum Thema am Schluss der Einleitung dar.

Die Seminararbeit von Hannappel (25–91), die vom Umfang her manche theologische Bachelor-Arbeit übertrifft, liest sich gut und ermöglicht einen hilfreichen Zugang zum Thema der filioque-Diskussion. Nach einer kurzen Einführung zur Problemstellung und zur Vorgehensweise (26f) führt sie die Lesenden durch die kirchengeschichtliche Entwicklung von der konstantinischen Wende bis zum ost-westlichen Schisma im Jahr 1054 hin bzw. darüber hinaus bis zu den von der lateinischen Kirche zu verantwortenden Kreuzzügen, die von dieser auch für den Versuch der Unterwerfung der byzantinischen Kirche missbraucht wurden (27–47). Mit letzterem wurde nicht nur eine Verständigung in Bezug auf das filioque-Problem verunmöglicht, sondern das gegenseitige Schisma zur beinahe unüberwindbaren Mauer betoniert.

Anschließend stellt Hannappel den theologischen Lehrinhalt der filioque-Formel dar (47–75) und umreißt dann die schwierige Suche durch die Jahrhunderte hindurch nach möglichen Kompromissformeln (75–85). In der auf zwei Seiten zusammengefassten Bewertung der Diskussion folgert Hannappel, „dass die filioque-Kontroverse weniger ein Sachproblem als vielmehr Ausdruck eines tief greifenden Beziehungsproblems“ (85) sei. Damit geht die Autorin m. E. zu vereinfachend über eine theologische Frage hinweg, die in der theologischen, liturgischen und praktischen Konsequenz auf beiden Seiten tiefe Wurzeln geschlagen hat.

Der polemische Beitrag des hochkirchlichen Lutheraners (16f) Bürgener (93–104) unterstützt unbewusst die These Hannappels, dass die filioque-Diskussion ein Beziehungsproblem darstellt. Aber noch viel mehr beweist sein „Schwingen der Häresie-Keule“ (Vogt in der Einleitung in anderem Zusammenhang, 11; vgl. 95), dass da durchaus ein „Sachproblem“ seiner Bearbeitung wartet und nur eine gründliche, achtsame und respektvolle theologische Auseinandersetzung zu einer gegenseitigen Gesprächsbereitschaft helfen könnte. Im bereits früher im Selbstverlag erschienenen Aufsatz geht es Bürgener offenbar nicht um die theologische Suche nach Wahrheit, sondern darum, wer „Recht“ hat und wer „nachgeben“ muss (vgl. 94. 99. 101. 103). Dabei überdehnt Bürgener die Frage nach

dem filioque, so dass er sie faktisch zu einer Bekenntnisfrage zu Christus (104) hochstilisiert, obwohl die „exegetische ... Basis ... so dünn [ist], dass das filioque sicher nicht zu den zentralen Glaubenswahrheiten gehören sollte“ (Schirrmacher, 115).

Der Beitrag von Schirrmacher ist von anderer theologischer Qualität (105–121). Leider fügt sich dieser Aufsatz als unbearbeiteter Auszug aus seinem Buch: „Missio Dei – Mission aus dem Wesen Gottes“, nicht so recht in dieses Heft ein. Nicht nur fehlt die Bezugnahme zum Jahrbuch, sondern auch die Wiederholungen (v. a. gegenüber dem Beitrag von Hannappel) ermüden. Darüber hinaus nimmt der Schlussteil dieses Auszuges nicht zum Thema Stellung, sondern setzt die Frage seines Missionsverständnisses (Missio Dei) in Bezug zur orthodoxen und römisch-katholischen Theologie und besteht zum größten Teil aus zitierten Ausschnitten aus anderer Literatur.

Im Schlusssatz legt schließlich der Dozent für Kirchen- und Dogmengeschichte am Bucer-Seminar, Peter Uhlmann, biblisch-theologische Überlegungen zum Thema dar (123–149). Neben der Zusammenstellung von atl. und ntl. Stellen zum Geist Gottes bzw. Heiligen Geist (124–126) befragt Uhlmann „bibeltreue Kommentare“ – was unter „bibeltreu“ zu verstehen ist, wird leider nicht definiert – nach ihren Auslegungen des filioque. Die Basis dieser Konsultation der Kommentare ist dann doch eher dürftig: Neben der ersten Ausgabe der Wuppertaler Studienbibel zum Johannesevangelium von Werner de Boor und Adolf Schlatters Erläuterungen für Bibelleser zum Johannesevangelium und der erbaulichen Auslegung von W. Barclay konsultiert er G. Maiers Johannes-Kommentar und F. Godets ausführliche Johannes-Auslegung, die in dieser Reihe als einzige Kommentare im weiteren Sinn das Prädikat „wissenschaftlich“ verdienen. Im Großen und Ganzen beantwortet dieser Aufsatz eher die Frage nach einer evangelikalen Pneumatologie und einer evangelikalen Trinitätslehre, als dass neue Erkenntnisse zum Thema dargelegt würden.

Um meine Aussage der verpassten Chance wieder aufzunehmen: Leider ist es den Herausgebern nicht gelungen, dem gründlichen und informativen Beitrag von Hannappel, der als Ausgangspunkt dieser Publikation gewählt wurde, weiterführende und vertiefende Artikel beizufügen. Zudem – und das betrachte ich als größten Mangel des Jahrbuches – findet sich kein Beitrag eines orthodoxen Theologen im ganzen Heft. Um dem Anspruch zu genügen, eine theologische Brücke zwischen östlicher und westlicher Theologie zu schlagen, genügt es nicht, einen Studenten aus der armenisch-orthodoxen Tradition am evangelischen Bucer Seminar auszubilden (10). Brückenschlag geschieht durch respektvolles Gespräch, achtsamen Diskurs und pointierte Auseinandersetzung – und das durch gründliche theologische Arbeit auf beiden Seiten.

Peter Müller